

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 62.

Sonntag, 14. März.

1915.

(19. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Strideberg.

Nachdruck verboten.

Seinz lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Das sind abscheuliche Geschichten“, stieß er hervor, „ich werde sie bis auf den Grund erforschen und dann strenges Gericht halten, verlassen Sie sich darauf! Wenn ein anderer mir mit diesen Anschuldigungen gekommen wäre, ich würde nicht geduldig zugehört haben, aber ich weiß, daß Sie nichts sagen, was Sie nicht verantworten können, und daß Sie uns aufrichtig zugetan sind. Wenn ich nur meinen alten Eltern die trübe Erfahrung ersparen könnte! Es ist mir schmerzlich genug, daß Fräulein Werlich mit hineingezogen ist.“

„Ich habe nicht ahnen können, daß ich gezwungen sein würde, mit Ihnen selber diese peinliche Angelegenheit zu verhandeln. Wie die Sachen lagen, mußte ich Fräulein Werlich für die einzige geeignete Persönlichkeit halten, einem schlimmen Einfluß des Fräuleins von Grening zuvorzukommen.“

Es war einen Augenblick still im Zimmer, ein drückendes Schweigen, bis Rittmeister wieder das Wort nahm: „So darf ich also zum Ersten nächsten Monats — nein, lieber sogleich — morgen gehen? Der alte Gärtner wird gern einstweilen meine Geschäfte besorgen.“

Seinz fuhr aus seinem Sinnen empor.

„Wissen Sie, Klaus?“ Er sah ihn mit ernstforchendem Blick an, und er las aus Rittmeisters ehrlichen Augen die schmerzliche Bestätigung, daß er wirklich mußte. Da reichte er ihm mit heraldischer Bewegung die Hand hin.

„So sei es denn, Klaus, obwohl es mir schwer wird, Sie gehen zu sehen. Mein Vater, der Sie immer hochgeschätzt hat, wird kaum mit meiner schnellen Zusage einverstanden sein, aber ich ahne, was Sie fortreibt, und Sie tun wohl recht daran, zu gehen. Lassen Sie uns das so auffassen, daß es zu Ihrem Besten ist, wenn Sie sich bald einen größeren, mehr Ihren Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis suchen, dann wird uns das Scheiden leichter werden. Daß Kuhsimmerder Ihnen stets offen steht, wissen Sie, betrachten Sie es als Ihre Heimat und uns als Ihre treuen Freunde und Angehörigen.“

Plötzlich fiel ihm Dore ein. „Ich mag gar nicht daran denken, was Fräulein Werlich dazu sagen wird, daß sie ihren guten Freund und Ratgeber fortan missen soll.“

„Ein Ratgeber und Freund ist nicht unersehllich. Herr von Grening, es ist meine große Hoffnung, daß Fräulein Werlich dafür eine unersehlliche Entschädigung eintauschen wird. Ich bitte, Herr von Grening, sagen Sie Fräulein Dore nichts von meinem Scheiden: erst wenn ich weg bin, bestellen Sie ihr meine letzten Grüße und den innigen Wunsch, daß sie von Herzen glücklich werden möge.“

Seinz drückte warm seine Hand. „Was ich dazu tun kann, Klaus, soll sicher geschehen. Lassen Sie mich Ihnen noch danken von ganzer Seele, und seien Sie

versichert, daß nie auch nur der Schatten eines Verdachtes gegen Sie in meinem Innern gewesen ist.“

Im Schloß rüstete man zum Ball. Es war ein hastiges Hin und Her, das keinen ruhigen Gedanken aufkommen ließ.

Riddy war den ganzen Tag nicht sichtbar, sie hatte mit ihrer Toilette vollauf zu schaffen. Herr v. Grening, der große Festlichkeiten nicht gern sah und dem dieser Trudel in seiner letzten Stimmung vollends ungelegen kam, schloß sich in seiner Bibliothek vor der Ungemütlichkeit im Hause ab, während Seinz von Unruhe, Zweifel, Ärger und Erwartung hinausgetrieben wurde. Die Büchse über der Schulter, den Hund zur Seite, streifte er im Feld umher, aber er dachte nicht ans Schießen, er zermartete sich den Kopf, wie die widerwärtige Angelegenheit in der für alle Beteiligten schonendsten Weise erledigt werden könnte. Er kannte jetzt den Grund für Dore's verändertes Benehmen gegen Riddy; Rittmeisters Enthüllungen hatten es hervorgerufen, sie hatte den Freund schätzen, nicht ihm näher treten wollen. Aber der Ausspruch über ihr „höchstes Glück auf Erden“, für den doch keine zwingende Notwendigkeit vorgelegen hatte? Und in Kummer und Zweifel bligte doch immer wieder der Hoffnungsfunkel auf.

Es war schon dunkel, als Frau von Grening durch den Park schritt, Dore's Häuschen zu. Ganz unerwartet trat sie bei ihr ein. Sie mühte doch einmal sehen, was ihr Pflögetöchterchen mache, das sich jetzt in höchst unförmlicher Weise ihrer Beaufsichtigung entzöge, sagte sie lächelnd, und Dore fand, daß eine ganz besondere Innigkeit und Bärtlichkeit in ihrer Begrüßung lag. „Du vernachlässigst mich jetzt wirklich sträflich, Kleine, mir ist bange nach dir, hörst du wohl?“ und sie faßte sie neckend am Kinn und schüttelte es.

„Ich komme jetzt wieder öfter, liebe Tante“, sagte Dore mit einer gewissen hastigen Bereitwilligkeit, „im Winter habe ich ja nichts im Garten zu tun.“

„O, dieser Garten! Man hat sich leider schon gewöhnen müssen, ihm den Vortritt zu lassen. Was nächst du da so eifrig?“

Tante Niekchen unterbrach ihr geschäftiges Hin- und Herrennen einen Augenblick. „Denken Sie doch, gnädige Frau, sie will ja heutzutage zum Ball aufs Schloß kommen! Denken Sie doch! Das erste Mal wieder seit so langer Zeit, was sagen Sie dazu? Nun haben wir aber mit Schrecken gesehen, daß ihr Gesellschaftskleid ihr viel zu weit geworden ist, und sie muß es schleunigst einnähen, das arme Kind ist ja so mager und elend jetzt.“

„Tante macht mich zu einem reinen Skelett“, sagte Dore in halber Verlegenheit.

„Du willst kommen, ganz von selber, ohne daß du auf „höheren Befehl“ geholt worden bist, wie in letzter Zeit immer?“ Frau von Grening sah ihre Dore freudig erstaunt an. „Das ist reizend, Kind, ich kam eben gerade, um dich für heute abend zu „befehlen“.“

Onkel Ottomar ist in einer schrecklichen Raune, und niemand kann ihn so aufheitern wie du. Es handelt sich nämlich um Heinz' Verlobung." Sie behielt Dore scharf im Auge und sah, wie sie förmlich zusammenbrach; Leichenbläß lehnte sie in ihrem Stuhl, desto strahlender wurde das Matronengesicht Frau von Grenings. „Onkel Ottomar wünscht, daß Heinz sich entscheide . . .“

„Heute schon?“ stieß Dore hervor, „so schnell!“

„Nun, wenn auch nicht sofort die Verlobung stattfindet, er soll sich wenigstens entscheiden.“

„Tante, um Gottes willen, dringen Sie jetzt nicht in ihn, Sie wissen nicht, was Sie tun. Heinz ist in einer kritischen Zeit jetzt, er würde entweder Biddy wählen . . . und das darf nicht geschehen — nie, nie.“

„Du warst doch früher so sehr dafür! Aber du sprachst von einem Entweder — Oder; das „Oder“ bist du mir noch schuldig.“

Dore blühte sich tief über ihre Näherei. „Nun, wie das in solchen Zwangslagen ist, aus Eigensinn oder Übereilung könnte er auch ein Mädchen wählen, das . . . das nicht zu ihm paßt, das ihm zum Beispiel nicht ebenbürtig ist.“

„Das ist bei Heinz nicht zu befürchten, Kind.“

„O, Sie sind so sicher, Tante. Wenn es nun doch passierte — ich kann gar nicht daran denken, — wie Sie das aufnehmen würden, und Onkel . . .“

„Wie du dich erregst, Kind!“ Frau von Grening klopfte ihr lächelnd die Wange. „Du vergißt, Kleine, daß es außer der Geburtsaristokratie noch eine des Geistes und Gemüts gibt; hältst du Heinz für fähig, nach dieser Richtung ein unwürdiges Mädchen zu wählen?“

Dore antwortete nicht; mit einem zitternden Seufzer bogte sie sich wieder über ihre Arbeit, um das heiße Rot auf ihrer Wange nicht sehen zu lassen.

Tante Mielchen kam wieder hereingetrippelt. „Was meinen Sie, gnädige Frau, soll Dore nicht die echte Perlenkette aus ihrer Mutter Erbschaft tragen?“

„Nein, Perlen bedeuten Tränen, und heute wollen wir heiter sein! Ich habe einen anderen Schmuck für mein Töchterchen.“

„Ins Haar muß sie doch eine Blume stecken, nicht wahr? Eine Kamelie oder eine späte Rose? Sie will es nicht, nichts will sie . . .“

„Da hat sie auch recht, ihr schönes Haar ist Schmuck genug.“

Dore sah aus, als ob die Anordnungen sie gar nichts angingen, sie hatte die Nadel sinken lassen, mit einem ins Leere gerichteten Blick sah sie vor sich hin, und als jetzt Frau von Grening den Arm um sie legte und, sie an sich ziehend, meinte: „Aber Heinz sagen wir vorher nicht, daß du kommst“, — da barg sie einen Augenblick ihr Gesicht an Frau von Grenings Brust, ihr war so bange zumute. Sie wollte es heut unternehmen, sich auch in großer Gesellschaft vor so vielen kritischen und bewährten Augen neben der schönen, weltgewandten Biddy zu behaupten, und sie kam sich selber ganz vermessen und sträflich tollkühn vor. —

Frau von Grening ging wieder, um Toilette zu machen, und als Dore nach einer Stunde etwa durch eine Seitenthür ins Schloß schritt, begann vor dem Portal bereits die Auffahrt. Frau von Grening wartete schon auf sie.

„Nun laß dich einmal anschauen“, rief sie ihr entgegen. „Heute mußt du sehr hübsch aussehen, — ah, allerliebste!“

Dore trug ein schlichtes, weißes, aber geschmackvoll und elegant gearbeitetes Kleid, ein Geschenk Frau von Grenings. Es war mit schwarzen Samtbändern garniert, so daß die Binde um die Stirn des jungen Mädchens nur wie eine eigenartige Vervollkommenung der Toilette erschien. Im Gürtel hatte Dore eine zartrosa Rose befestigt.

„Heinz' Lieblingsrose“, bemerkte Frau von Grening, „das ist recht, Kind, doch nun der versprochene Schmuck.“ Sie nahm aus einer Schatulle eine kleine Brosche und

befestigte sie an Dore's Hals. Es war eine zierliche, altertümliche Nadel aus Goldfiligran, in deren Mitte ein einziger erbsengroßer, wunderbar geschliffener Brillant funkelte.

„O nein, bitte nicht! Das paßt nicht für mich“, wehrte Dore beinahe flehend ab, „ich komme mir so herausfordernd vor in diesem kostbaren Schmuck.“

„Die Nadel läßt du mir stecken, Kind!“

Herr von Grening kam, um seine Frau abzuholen. Als er Dore sah, stutzte er, und ein heller Schein flog über sein Gesicht, aber, als ob er ärgerlich darüber sei, faltete er im nächsten Augenblick seine Brauen nur desto finsterner zusammen.

„Ah, sieh mal, Kleine, auch mal wieder da? Gab' schon gedacht, man finde den Weg zum Schlosse nicht mehr!“ Er stockte plötzlich, seine Augen hatte die Nadel erwischt, er sah unliebsam überrascht und mißtrauisch von Dore zu seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)



Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein.
Schopenhauer.

Neue Erinnerungen an Bismarck.

Einen äußerst wertvollen, aus einer langjährigen Bekanntschaft geschöpften Beitrag zu der Kenntnis der Persönlichkeit Bismarcks bieten die Aufzeichnungen Reinholds v. Thadden-Trieglaff, des ältesten Sohnes des bekannten Adolf v. Thadden-Trieglaff, die Landrat v. Thadden-Trieglaff im neuesten Heft der „Deutschen Revue“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) veröffentlicht. Bereits in seine Jugendtage hat der Stern des gewaltigen Selben, der damals als junger Mann mit der Familie Thadden-Trieglaff in engem Verkehr stand, hineingeleuchtet, und ein ungewöhnlich sicheres Gedächtnis ließ Reinhold alle Einzelheiten der Erscheinung Bismarcks genau festhalten. Der elegante Salonknecht trat ihm zuerst 1842 bei einer Hochzeit entgegen. „O. B., der damals in Gesellschaften täglich mit einem Kneuen und einem schwarzen Reitrock abwechselte, stand in schwarzem Frack, von mir angestimmt, mir schräg gegenüber, schritt aber, meiner ansichtig geworden, auf mich zu und sagte, mich mit stolzer Freude erfüllend: „Sie waren früher in Frankfurt a. O. auf der Schule, auf welchem Gymnasium sind Sie jetzt?“ Als ich diese Frage mit „Berlin“ beantwortet hatte, zog sich die ritterliche Pelham-Gestalt wieder zurück. Es lag etwas so Gewaltiges in Haltung und Blick dieser Erscheinung, daß ich sie mir damals schon in Gedanken auf die höchsten Stufen des Erdenlebens versetzen konnte.“ Reinhold hörte dann Bismarck oft in seiner braunberbenden Weise von seinen Wanderschaften erzählen und auch schon weitsehende patriotische Äußerungen tun. „Bei einem Rückblick auf alte Zeiten kam 1806 zur Sprache. B. glühte voll Born wider die Feiglinge, welche landesverräterischerweise die preussischen Festungen übergeben hatten. Er äußerte, er begriffe nicht, daß sich nicht ein Leutnant gefunden hätte, der einem so frevelhaft handelnden General eine Kugel durch den Kopf zu jagen ermutigt gewesen wäre! Das Gespräch wendete sich den Bestrebungen der Landesfürsten im allgemeinen zu, wobei B. hervorhob, daß es das Hauptziel dieser Gewaltigen auf Erden sei, ihr Herrschaftsgebiet auszudehnen, ihre Grenzen zu erweitern. „Ich bin der Meinung, daß wir auch noch einmal eine Zeit bekommen werden, wo das Königreich Preußen einen bedeutenden Zuwachs erhalten wird,“ meinte B. . . Bismarck wußte auf allen Gebieten der Bildung Bescheid. Mein Vater fragte ihn einmal, ob er Schillers von dem Frager sehr geschätzte Geschichte des 18. Jahrhunderts gelesen habe. „Ich habe sie gelesen, wie ich alles gelesen habe, ich habe darin geblickt,“ war die Antwort. Seine Leseweise schilderte B. so: „Ich lese den Anfang des Buches, dann das Ende, dann in der Mitte dazwischen. Wenn mir die Proben gefallen, lese ich das ganze Werk, sonst lege ich's bei Seite.“ Als meine Schwester Marie mit Moritz Blankenburg verlobt war,“ erzählt v. Thadden-Trieglaff, „besuchte er uns eines Morgens im „Dachsbau“ bei Professor v. Ranzigalle in der Marienstraße in Berlin. Das Gespräch kam vom 100sten aufs 1000ste, auf die Vergößerung der Heeresmassen, wobei Bismarck hervorhob, daß in den Schlachten bei Cudenarde und Malplaquet im spanischen Erbfolgekriege höchstens 6000 Mann auf jeder Seite gefochten hätten.“

Er selbst, bekannte Bismarck, habe sich immer sehr versucht gefühlt, an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen, und hätte schon daran gedacht gehabt, unter englischen Fahnen in Indien Dienste zu nehmen, dem Beispiele des Prinzen Waldemar folgend. „Indessen“, schloß Bismarck, „was haben wir denn die Inder zu Leide getan, dachte ich mir.“ Beim Heimwege von der Marienstrasse begleitete ich Bismarck, der aber innerlich so arbeitete, daß er kein Wort für mich übrig hatte, und als ich eine Frage an ihn richtete, mich nicht verstand, sondern nur verlaute ließ: „Wie beliebt?“ womit die stille Unterhaltung ihr Ende erreichte.“ Nachdem Bismarck auf der Hochzeit Mariens deren innigste Freundin Johanna v. Puttkamer kennen gelernt hatte, holte Reinhold Johanna zu jener berühmten Gatzreise ab, auf der sich die Herzen Bismarcks und seiner zukünftigen Gattin zuerst fanden. Für die Originalität in Bismarcks Auftreten, der „in der Bewunderung seiner neuen Stulpenstiefel versunken, auf einer Gartenbank liegend, in dieser Beschaulichkeit sich selbst durch die Nähe lustwandelnder Damen nicht stören ließ.“ spricht eine Szene bei dem Geburtstag Ludwig v. Gerlachs. „Die Tafel war in Sufelsgestalt aufgebaut. Nach beendeten Festmahlen, an welchem auch General v. Gerlach teilgenommen hatte, stand ich mit diesem auf der Außenseite des linken Tafelflügels, als Bismarck auf der Innenseite erschien. Gerlach winkte den Bundesgesandten zu sich. Statt nun aber einen Umweg zu machen, um zu dem Wirtenden zu gelangen, trat Bismarck, ohne zu zaudern, auf einen Stuhl, dann zwischen Teller und Gläser auf den noch nicht abgedeckten Tisch und hatte im Umfassen dem Wirt Folge geleistet.“ Als Bismarck Ministerpräsident geworden war, traf Thadden-Triegeloff wieder öfters mit ihm zusammen. Bismarck erzählte mit Vorliebe von seinen russischen Wärendjagden und gab auch einmal eine sehr anschauliche Beschreibung von einer seiner Göttinger Mensuren. „Ein angebender Arzt habe sich daran gewöhnen wollen, Blut sehen zu können, und hätte deshalb auch einem Bismarckschen Zweikampfe beigewohnt. Der abhärtungsbefähigte Schüler Askulaps habe sich anfangs dem grausigen Anblicke gegenüber sehr fest gezeigt, als aber Bismarck eine tüchtige Quart wegbesonnen und mit der Zunge untersucht habe, ob die Wunde durchgelassen sei, wäre bei dem Anblicke seiner aus der Wunde hervortretenden Zungenspitze der junge Medikus erblaßt und sofort in Ohnmacht gefallen.“ Von seiner wunderbaren Gedächtniskraft lieferte Bismarck erstaunliche Beweise, indem er sich auf die kleinsten Einzelheiten aus der Jugendzeit erinnerte. Als Bismarck sich damals (1867) ein Album anfaß, dessen eine Hälfte Bilder aus dem Feldzug von 1866 enthielt, äußerte er: „Da ist ja noch Platz für den nächsten Feldzug.“ „Als ich einwarf: „Für den gegen Frankreich?“ erwiderte Bismarck: „Den meine ich!“



Aus der Kriegszeit.

Die „Generalissima“. Wer ist die vollstündlichste Frau in Frankreich? Diese Frage wird in der italienischen Zeitschrift „L'Ora“ aufgeworfen und dahin beantwortet, daß es unzweifelhaft die Frau des Generalissimus Joffre wäre. Die Art, in der sich die Franzosen mit dieser Frau beschäftigen und die Dinge, die sie von ihr erzählen, zeigen, welche Stellung der Oberbefehlshaber in der Vorstellungswelt der Franzosen einnimmt, wie alles, was ihn angeht, ihr Interesse in Anspruch nimmt. „Mm. Joffre ist eine geborene Pariserin; ihr Vater war ein berühmter Sammler, der seine Tochter vor allem auch zur Kenntnis aller Schönen heranzubildete. Da sie schon in frühester Kindheit ihre Mutter verlor, wurde sie einer englischen Erzieherin anvertraut und kam später auch nach England, um sich in der Sprache des Landes zu vervollkommen. Dann kam sie nach Deutschland, wo sie einige Jahre zubrachte. Die hochgewachsene blonde Frau ist von einer Lebhaftigkeit, die an eine Südländerin denken läßt. Frei von allem Hochmut ist sie immer einfach, natürlich und heiter. Ihre Toiletten sind sehr nüchtern; die Tagesmode hat für sie keinen Anreiz, und die „große Welt“ läßt sie völlig gleichgültig. Sie liebt nur ihr Haus und wenige treue Freundinnen. Die Reisen waren für sie immer eine große angenehme Zerstreuung. Ihre schönsten Erinnerungen knüpfen sich an den Aufenthalt in Rußland, wohnt ihren Gemahl eine wichtige Mission führte, und wo sie von der Großfürstin Anastasia als Freundin aufgenommen und der Petersburger Aristokratie vorgestellt und von allen gefeiert wurde. . . Als die Regierung von Paris nach Bordeaux überfiedelte, nahm die „Generalissima“, wie

sie genannt wird, ihren Wohnsitz in Mohan, und dort begann sie wie andere französische Frauen mit Eifer an der Herstellung warmer Kleidung für die Soldaten an der Front zu arbeiten. Der Weg, der zu ihrer Villa führte, wurde den verwundeten Soldaten schnell bekannt, und sie gab allen ein Tuch und eine Silbermünze. Ihre Sendungen, die in den Schützengräben mit der Bemerkung „Von Seiten der Generalissima Joffre“ verteilt werden, erwecken natürlich bei den französischen Soldaten große Begeisterung. Junt Dank erhält sie eine Fülle von Briefen, die oft höchst merkwürdig und rührend in ihrer Aufrichtigkeit und Naivität sind. Ein kleiner „Gaarmensch“ schickt ihr z. B. den Ausdruck seiner „ergebenen Freundschaft“; ein Soldat, der in Deutschland gefangen ist, wendet sich an sie um Auslösung über seine Eltern und schreibt als Adresse auf seinen Brief „Madame la Generalissime en Franco“. Auch die jungen Frauen und die Mütter schreiben an sie, um für den Gatten oder den geliebten Sohn einen Urlaub von ein paar Tagen zu erlangen, der sie glücklich machen würde. Mme. Joffre antwortet ihnen allen und findet Worte, die zu Herzen gehen. Die Dankbarkeit, die sie erweckt, äußert sich oft in den überraschendsten Formen. Bald trifft eine Sendung mit einer Kiste frischer Eier ein, bald ist es eine Krawattenadel für den Generalissimus im Wert von einem halben Franken, dann wieder kommt als Geschenk ein prächtiges Band in den drei Landesfarben. . .“

Die „Liga des Taschentaments“. Trotz aller Ermahnungen der englischen Zeitungen und trotz des fast flehenden Ausrufes von Lord Ritchener an die Rekruten, sich der berausenden Getränke zu enthalten, und an die Bevölkerung, den Soldaten nicht solche anzubieten, kommen immer wieder schwere Fälle von Trunksucht in den Militärlagern des Landes vor. Um dem Übel zu steuern, ist nun der Wanderprediger E. M. Alexander auf den Gedanken gekommen, in einem dieser Lager, in Salisbury Plain, eine „Liga des Taschentaments“ zu gründen, in die einzutreten alle Soldaten aufgefordert werden. Alle Mitglieder dieser Liga müssen immer ein Evangelium bei sich tragen und jeden Tag wenigstens ein Kapitel daraus lesen. Man hat zu diesem Zweck eine ganz leichte Sonderausgabe des Evangeliums St. Johannis angefertigt, die durch eine wasserdichte Hülle geschützt ist. Wie ein Mitarbeiter des „Zion's Herald“ berichtet, sind bereits zahlreiche Rekruten der neuen Liga beigetreten. In einem Peste sollen 300 Soldaten sich in kurzer Zeit eingeschrieben haben. Die Wirkungen dieser Propaganda sollen sich auch bereits bemerkbar machen. So hat ein Sergeant erklärt: „Meine Leute waren die schlimmsten im Bataillon und kamen derart betrunken aus der Kantine, daß sie sich nicht aufrecht halten konnten. Heute sind sie Muster von Ordnung und Mäßigkeit geworden.“ Auch ein Offizier stellte mit Befriedigung fest, daß man jetzt fromme Lieder und Gebete höre, wo früher nur Gebrüll und Flüche zu vernehmen waren, und so hätten die Engländer ein höchst einfaches Mittel gefunden, die oft beklagten Mißstände in ihren Rekrutenlagern schnell und ohne große Kosten zu beseitigen.

Die Tierverluste im Kriege. Es ist kaum möglich, sich eine genaue Vorstellung von den Tierverlusten zu machen, die der Weltkrieg forderte. Das „Animal World“ zieht bei der Erörterung dieser Frage Vergleiche aus andern Kriegen heran, um wenigstens ungefähre Angaben machen zu können. Im letzten Jahre des amerikanischen Bürgerkrieges besaß die Unionsarmee mehr als 200 000 Pferde, von denen etwa 600 täglich verloren wurden. Der Gesamtverlust betrug über 20 000 Pferde. Im Burenkriege verlor England mehr als 15 000 Pferde und Maulesel in einem Jahr. „Ein wichtiger Faktor für den Verlust von Pferden sind die durch Schrapnelle hervorgerufenen Wunden. Kein Tier erliegt einer Infektion so schnell, wie gerade das Pferd; solche infizierte Tiere verlieren immer mehr an Kräften, bis sie unbrauchbar werden und erschossen werden müssen. Die Unbilden der Witterung, die schlechte und unregelmäßige Ernährung rufen viele Krankheiten unter den Pferden hervor. Eine vorsichtige Schätzung, die eher zu hoch als zu niedrig greift, dürfte sein, daß 5000 Pferde jeden Tag, solange der Krieg dauert, für militärische Zwecke unbrauchbar gemacht werden. Gegen die Verluste, die Pferde und Maulesel im Kriege zu erleiden haben, sind die Opfer an Hund und Brieftauben, die durch die Kriegsführung verursacht werden, nur ganz geringfügig.“

Schach

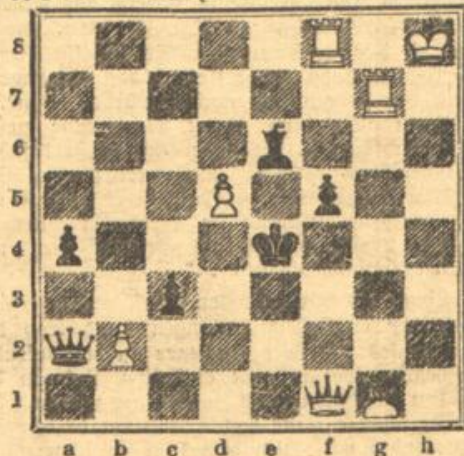
Alle die Schachschere betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 14. März 1915.

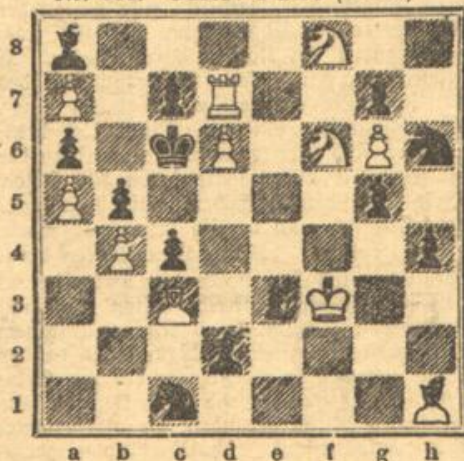
Schach-Aufgaben.

Nr. 313. J. Chocholous (2. Pr. d. Tschechischen Schachb.).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 314. Gustav Fano (Triest).



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 115. (Unregelmäßig.)

Weiß: Dr. S. Tarrasch. — Schwarz: Satzinger.

- | | | | |
|------------|----------------------|------------------|----------------------|
| 1. f2—f4 | e7—e6 | 13. Ta1—f1 | b7—b5 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d5 | 14. Sc3—d1 | Lc8—b7 ⁴⁾ |
| 3. e2—e3 | c7—c5 | 15. Sd1—f2 | c5—c4 |
| 4. b2—b3 | Lf8—e7 | 16. Sf2—g4! | f7—f5 ⁵⁾ |
| 5. Lc1—b2 | Le7—f6 | 17. e5×f6 | Se7—f5 |
| 6. Sf3—e5 | Lf6×e5 ¹⁾ | 18. f6×g7 | Sf5×g7 |
| 7. f4×e5 | Sg8—e7 ²⁾ | 19. Dh5×h7†! | Kg8×h7 |
| 8. Lf1—d3 | Sb8—c6 | 20. Tf3—h3† | Kh7—g8 |
| 9. 0—0 | 0—0 ³⁾ | 21. Sg4—h6† | Kg8—h7 |
| 10. Dd1—h5 | Se7—g6 | 22. Sh6—f7† | Kh7—g8 |
| 11. Tf1—f3 | Sc6—e7 | 23. Th3—h8† | Sg6×h8 |
| 12. Sb1—c3 | a7—a6 | 24. Sf7—h6 matt. | |

¹⁾ Der Abtausch ist nicht gut; besser Sb8—c6. — ²⁾ Der richtige Zug war Dd8—h4†; auf g2—g3 konnte dann Dh4—e4 nebst d5—d4 folgen. — ³⁾ Nunmehr steht Weiß weit überlegen. — ⁴⁾ Sofort c5—c4 kam in Frage. — ⁵⁾ Angesichts der Drohung Sg4—f6† und Tf3—h3 hat Schwarz keine Wahl. — Eine von Tarrasch besonders hübsch gespielte Partie. (Tagl. Rundsch.)

Auflösungen:

Nr. 308 (2 Züge). 1. Tb5.

Nr. 309 (3 Züge). 1. Tf6, K×e5 2. Db6; 1... Sd4 2. Sc4; 1... Se3 2. Sd7; 1... ∞ 2. Sb4†. Eine schöne und schwierige Aufgabe.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M. und Wdw. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 308 auch Max Deubert, Bdr., C. E. Bergling, M. Hansohn und Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten.

T. B. Die Aufgabe Nr. 1 ist durch 1. Tg6† bereits in 2 Zügen lösbar: 1... Kf5; 2. Lb1 matt. Auch die Aufgabe Nr. 2 ist nebenlöslich, und zwar durch 1. L×b3,† Lc4; 2. L oder D×c4 matt. Die Aufgabe Nr. 3 ist in der Diagramm-Aufstellung gleichfalls nebenlöslich. 1. D×e4† Ke6; 2. Lb3 matt. Auch 1. Da3† führt zum Ziel. Mit den auf der Rückseite des Diagramms angegebenen Aenderungen scheint diese Aufgabe indessen in der Ordnung zu sein. Bestätigt sich das bei näherer Prüfung, so soll sie gebracht werden. Nr. 1 dürfte sich übrigens durch Hinzufügung eines schwarzen Bauers auf h7 brauchbar machen lassen. — M. D. im Reserve-Lazarett II. Verbindlichsten Dank für das freundliche Interesse! Wir wünschen Ihnen baldige Genesung.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

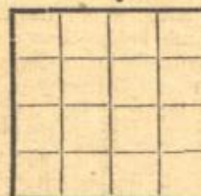
Bilderrätsel.



Scharade.

Eins senkte man ins Wort mit L hinein,
Alles darnach von sich und andere;
Das Wort mit N jedoch, in blutigem Schein,
Zieht heute kampfumwogt durch Flandern. H. v. F.

Quadraträtsel.



e e e e
e g b y
y r r r
s s i i

Werden die Buchstaben richtig in die Felder des nebenstehenden Quadrates eingesetzt, so ergeben die wagerechten und senkrechten Reihen: 1. feindlicher Minister, 2. Nahrungsmittel, 3. Baum, 4. vielumstrittener Fluß. H. v. F.

Rätsel.

In der Luft nur ein kleines, lästiges Tier,
Auf dem Wasser ein Held, und des Vaterland's Zier.
M. K.

Einer unschuldsvollen Blume,
Tausch ein Zeichen ein:
Auf dem Weg zu deutschem Ruhme
Wird's ein Ort dann sein. H. v. F.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 111.

Bilderrätsel: Stürmende Infanterie. — Zahlenrätsel: 9 20 19, 15 21 12, 8 22 18, 14 23 11, 7 24 17, 13 25 10, 6 26 16. — Worträtsel: Stoß (Stoßseufzer, Stoßkraft).



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.
Nr. 6. 17. Jahrgang. 1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Aus dem Leben eines Kaffernhundes.

Von ihm selbst erzählt.

Auf der Werft des Kaffernkapitäns „Schafskopf“ in unserem Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika erblickte ich das Licht der Welt.

Mein Großvater war ein edler deutscher Jagdhund gewesen. Sein Herr — einer der ersten Offiziere der Schutztruppe, die ins Land kamen — hatte ihn von Europa nach Afrika mitgebracht. Meine Mutter aber war nur eine arme Kaffernhündin. Auf jeder Werft von Eingeborenen befinden sich eine ganze Anzahl solcher verwahrloster, halbverhungelter Hunde, die sich das bishigen Nahrung, das sie zum Leben benötigen, mühsam stehlen müssen.

Zu diesen armen Kreaturen hatte meine Mutter gehört. Wer mein Vater gewesen, vermag ich nicht zu sagen. So wuchs ich unter den Kaffernhunden heran. Aber das edle Blut des Großvaters rollte in meinen Adern.

Eines schönen Tages kam ein Soldat der Schutztruppe auf die Werft. Er sah mich, und da ich ihm gefiel, kaufte er mich von dem Kapitän Schafskopf für eine Mark. Der Soldat war Bursche bei einem Offizier und bewohnte ein nettes Zimmer im Seitengebäude der Offizierswohnung. So sah ich zum erstenmal ein gemauertes Wohnhaus und schlief in der Stube des Soldaten. Ich war noch ein sehr kleiner Hund und sollte allerlei lernen. Der Soldat war oft ungeduldig und schlug mich. Eines Tages hatte er mich auch ungerecht behandelt, geprügelt, und nun rief er mich. Aber ich regte mich nicht, blieb ruhig sitzen, wo ich war. Von der Veranda des Hauses sah die junge Frau des Offiziers dem Vorfall zu und sagte zu ihrem Gatten: „Der Hund hat Charakter. Ich käme auch nicht, wenn man mich ungerecht behandelte.“

Von dieser Stunde an liebte und verehrte ich die junge Herrin, und begann meinen plebejischen Herrn zu hassen.

Eines Morgens war ich auf die Straße gelaufen. Da kam ein Trupp schmutziger schwarzer Jungens daher. Ich saß ruhig am Boden. Aber die Kaffern nahmen Steine und warfen nach mir. Eine große Klippe traf mich so hart am Hinterfuß, daß der Knochen brach. So fand mich nach einiger Zeit mein Herr. Er untersuchte mich. Laufen konnte ich nicht mehr.

„Mit dem Hund ist nichts mehr zu machen“, sagte er und ging in seine Stube. Bald kam er wieder mit einem blitzenden Ding in der Hand. Wie er an der Tür des Hauses vorbei kam, trat die Herrin heraus und fragte, was er mit dem Revolver vorhabe. „Ich will den Hund erschießen“, sagte er, „er hat das Bein gebrochen.“

„Tun Sie das nicht“, entgegnete sie, „geben Sie mir das Tier — was hat es gekostet — 1 Mark? — hier.“ Dann ging sie auf mich zu und trug mich ins Haus. Der Soldat ging mit spöttischem Lächeln davon.

Im Zimmer legte mich meine neue Herrin auf ein Sopha auf weiche Decken. „Was machen wir nun mit dem Tierchen?“ Indem klopfte es und es kam Besuch. Ein Leutnant und ein Stabsarzt traten ins Zimmer. Diesen erzählte die Herrin von mir. Der Leutnant lachte: „Gnädige Frau, wie kann man nur einen Kaffernhund kaufen?“ Aber der Doktor sagte, er wolle mir helfen. Die Herrin war ganz gerührt über diese Freundlichkeit und dankte ihm vielmals. So legte mir der Herr Stabsarzt einen schönen Verband mit Schienen an, und der Leutnant streichelte meinen Kopf. Nach wenigen Wochen war mein Bein geheilt. Ich gehörte nun in das Haus des Offiziers und hatte es sehr gut. Man nannte mich Gorisab, das heißt in der Hottentottensprache Genosse. Oft sagten die Leute: „Ein Kaffernhund, der das große Los gezogen hat.“ Aber ich vergalt meinem guten Herrn und der Herrin ihre Güte. Ich war treu und verständig. — So ging die Zeit herum. Ich war ausgewachsen. Bei der guten Pflege war ein ganz stattlicher Hund aus mir geworden. Und ich glaube, des Großvaters Erbteil bewirkte, daß man mich auch äußerlich nicht für einen Kaffernhund hielt.

Einmal hatte ich einen harten Kampf zu bestehen. Ich begleitete meine Herrschaft, die zu Pferde war. Wir kamen ins Gebirge. Da saß unweit auf einer Klippe ein großer Affe. Ich konnte meine Jagdpassion nicht bezähmen und verfolgte den Pavian. Anfänglich riß er aus, und ich jagte ihm nach, tief ins Gebirge hinein. Plötzlich kehrt er sich um, stürzt sich mit einem gewaltigen Satz auf meinen Rücken, und während er sich mit Händen und Füßen festkrallt, reißt er mir mit seinem scharfen Gebiß ein tüchtiges Stück aus dem Rücken. Mit Mühe konnte ich ihn abschütteln und erreichte nach einiger Zeit blutüberströmt die Reiter. „Um Gotteswillen!“ rief meine Herrin, als sie mich gewahrte. „Wir müssen ihn erschießen, mit dieser Wunde wird er ja nicht mehr gesund.“ Doch zum Glück befand sich ein Tierarzt unter der Gesellschaft, der widersprach ihrer Befürchtung. Ich konnte auch wirklich noch bis nach Hause laufen. Dort wurde meine Wunde mit 24 Nadeln genäht. Ich wußte, man würde mir helfen und leckte dem Doktor dankbar die Hand. Dann bekam ich eine Morphiumspitze und schlief lange Zeit. Es dauerte aber lange, bis die Wunde geheilt war. Und meine Herrin mußte mich noch oft von neuem verbinden. So hatte ich noch mancherlei Jagdabenteuer, wie sie ein afrikanischer Hund eben zu bestehen hat. Einmal — es war am Abend und mein Herr und meine Herrin saßen im Zimmer der einsam gelegenen Wohnung — lag ich im Schlafzimmer und ruhte von der Anstrengung des Tages. Da höre ich ein Geräusch an der offenen Tür und sehe, mich aufrichtend, eine große Cobra sich hereinschlängeln. Schnell versteckt sie sich in

dem weichen Fell, das vor dem Bett meiner Herrin lag. Ich knurrte laut und suchte sie zu stellen — ich belle — ich attackiere sie. Sie verläßt ihren Schlupfwinkel, richtet sich auf und speit mich mit ihrer giftigen Zunge an. Da packe ich sie schnell von hinten im Genick und breche ihr das Rückgrat entzwei. In diesem Moment kommt die Herrin herein. „Was machst du denn, Gorisab?“ Da sieht sie die tote Schlange, erschrickt und ruft den Herrn. Und beide loben mich. Von diesem Tag an schlief ich immer dicht neben dem Bett der Herrin auf dem weichen Fell. — Ein andermal begleitete ich den Herrn auf die Jagd. Er ging zu Fuß, und im Eifer der Jagd und da die Gegend uns unbekannt war, verirren wir uns. In der afrikanischen Steppe sich zu verirren ist kein Spaß. Schon manch einer mußte verdursten in dem unwegsamen Gelände. Auch wir litten schon großen Durst am zweiten Tag des Umherirrens, und mein Herr zeigte Spuren großer Erschöpfung. Da kam mir eine Witterung in die Nase — ich wußte nun auf einmal wieder die Richtung. Ich zog meinen Herrn, der auf der Erde ruhte, am Rost, bis er aufstand und mir folgte. Dann ging es durch dick und dünn unaufhaltsam vorwärts. Und am dritten Tag kamen wir heim. Da hat mich die Herrin wieder gelobt.

Unser schönes Leben auf der Station wurde aber gestört. Die schwarzen Eingeborenen lehnten sich gegen die weiße Schutzherrschaft der Deutschen auf und begannen einen blutigen Aufstand und Krieg. Mein Herr zog auch ins Feld, und ich begleitete ihn. Als alten Afrikaner schickte man ihn eines Tages auf Patrouille, um die Stellung des schwarzen Feindes zu erkunden. Eigentlich hätte ich im Lager zurückbleiben sollen, aber ich schlich heimlich mit und zeigte mich erst, als die Patrouille schon ein gut Stück geritten war. Da ließ man mich, und ich lief vergnügt neben den Pferden her. Es war Nacht, wegen aufziehender Wolken nur wenig hell. Fast geräuschlos trabten die Pferde im Sand. Alles war still. Vom Feind nichts zu sehen. Wir kamen in dichten Busch. Jetzt wurde die Sache gefährlich. Wer konnte mit Sicherheit sagen, daß nicht rechts oder links vom Wege die schwarzen Kerle lauerten? Die Nase tief am Boden lief ich seitlich des Weges. Da bekam ich die Spur von Eingeborenen — da wieder. Sie mußten vor kurzem erst hier gegangen sein. Also war das Lager des Feindes nicht mehr fern. Ich krenzte aufgeregt mehrmals den Weg, die Nase am Boden, und knurrte leise. Mein Herr wurde aufmerksam. „Nun, Gorisab, sind die Schwarzen in der Nähe?“ Ich hob den Kopf und knurrte. Er schien zu verstehen. Vorsichtig, die Hand am Gewehr, ritt die Patrouille weiter. Da verschwand ich im Busch, raste der frischesten Spur nach, weit den Reitern voraus. Da sah ich die Lagerfeuer der Hereros, ganz nah schlich ich an die bewaffneten Männer heran. Sie sahen mich nicht, aber die Kaffernhunde begannen laut zu bellen. — Da rannte ich wieder zurück. Die Patrouille hielt. Das Bellen der Hunde hatte ihnen Richtung und Nähe des Feindes gezeigt, sie kehrten um. — Als mein Herr im Lager angekommen, dem Kommandeur die wichtige Meldung gemacht hatte, bekam ich ein besonderes Lob und durfte nun immer auf Patrouille mit.

Der Orlog währte lang. Oft sehnte ich mich nach unserer gemütlichen Wohnung und nach meiner guten Herrin zurück, trotzdem ich im Kriegslager eine angesehenere Stellung hatte und sehr beliebt war bei Offizieren und Mannschaften. Einst lagen wir über Nacht an einer Wasserstelle am Fuß eines einsamen Gebirges. Mein Herr schlief abseits unter einem Busch. Ich lag neben ihm. Lang horchte ich noch in die stille Steppe hinaus, schließlich schlief ich ein. Aber im Schlaf witterte ich etwas, und auffahrend sehe ich auf leisen Sohlen einen Leoparden das Lager umschleichen. Mit einem Satz bin ich auf und stürze mich auf das Raubtier. Es flieht, und ich verfolge es in die steilen Berge hinein. Aber es entschwindet mir. Hinter mir höre ich meinen Herrn rufen, und ich kehre um. „Aber Gorisab“, sagt er, „einen Leoparden jagst du? Dem bist du nicht gewachsen, laß das sein.“

Nun hat man sich im Lager wieder zur Ruhe gelegt. Aber ich wache. Die Aufregung über die kurze vergebliche Jagd, das Blut meines waidmännischen Großvaters lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Still, mondscheinbeglänzt liegt die Steppe vor mir und hinter mir steigen die schroffen Berge auf, in denen das Raubtier haust. Die Jagdpassion ist zu stark. Langsam verlasse ich mein Lager. Mein guter Herr schläft ruhig. Jetzt die Nase an den Boden. — Hier hier ist die Spur — wie ich zittere vor Begier — nun vorwärts — ich muß den Leoparden stellen — — — und Gorisab kam nicht wieder.

Kate Katiti.



Kleine Bilder aus großer Zeit.

Ein kleines Mädchen sandte den „Dr. N. N.“ folgenden Brief: „Mit Gott! für Kaiser, König und Reich! Schicke hiermit einige Pfund Stanniol und hoffe, daß dasselbe für gute Zwecke, fürs Vaterland, verwendet werden kann. Ich sammle schon ungefähr sechs Jahre an der Kiste und habe auch schon einmal Stanniol an das Waisenhaus geschickt. Ich bin 13 Jahre alt und habe von mir viel ausgewachsene Kleider und Schuhe und darf ich dieselben mit Erlaubnis meiner Eltern auch verschenken, frage hierdurch bei Ihnen an, ob ich diese Sachen auch schenken kann, und wohin. Mit Gruß (Name).“

An eine Mauer eines Dororts von Dresden war geschrieben worden: „Deutschland, ziehe frisch vom Leder! seine Kloppe kriegt ein jeder!“

Ein junger Buchbindermeister, der Frau, Kind und Geschäft zu Hause ließ und doch mit gutem Humor ins Feld zog, hinterließ seinen Verwandten folgende Zeilen:

Und wenn die Welt voll Russen wär,
Voll Briten und Franzosen,
So fürchten wir uns nimmermehr,
Und hau'n sie auf die Hosen.
Und wäre noch so groß die Not,
Sie ist doch zu ertragen.
Ein' feste Burg ist unser Gott!
Drum laßt uns nicht verzagen!

Ein armes 59 jähriges Fräulein in Vorstadt Plauen bei Dr. kam zu ihrem zuständigen Geistlichen, durch den sie vielfach unterstützt werden muß, da sie ganz allein in der Welt dasteht und taub ist und sich mit ihrer Kunst, der Holzschniderei, die sie trefflich versteht, nicht mehr allein ihren Lebensunterhalt verdienen kann. Innerlich bewegt reichte sie ihm eine Karte und ein Kästchen. Auf der Karte stand zu lesen: „Und bin ich arm, und muß' ich auch schon oft Almosen nehmen, so will ich doch dem Vaterland auch noch mein Scherflein geben: Das Tuerste, was ich noch hab', was ich noch kann entbehr'n! Und wenn ich auch noch hungern müß', ich bring' das Opfer gern.“ Und in dem Kästchen lagen die Trauringe ihrer Eltern vom Jahre 1851 und ihrer Großeltern vom Jahre 1819.

Einer Zeitung wurde folgendes humorvolle Verschen gesandt:

Der russische Bär und der welsche Hund,
Die belgische Schlange, das britische Krokodil,
Die reißen gegen uns auf den Schlund.
Das ist ein bißchen viel.

Doch Michel hebt die Faust,
Und wo die dann hinsauft,
Liegt bald ein totes Vieh.
Mit deutscher Kraft und Gottvertrau'n
Wird Michel schon zusammenhau'n
Die ganze Menagerie.

Daß die Serben noch viele Kulturarbeit zu leisten haben, ehe sie den andern Völkern Europas gleichkommen können, geht aus einer Aufstellung hervor, die ein deutsches Blatt vor einiger Zeit veröffentlichte. Demnach sind in Serbien 66 Prozent aller Männer Analphabeten und gar 93 Prozent der Frauen. In der Zahl der Analphabeten unter den Rekruten wird Serbien freilich noch von Rußland und Rumänien übertroffen. Dort sind die entsprechenden Zahlen 62 und 69 Prozent, in Serbien dagegen 52.

Willy Hagenbeck bereifte mit seinen 70 dressierten Eisbären gerade das Ausland, als ihn der Ausbruch des Krieges überraschte und zur Rückkehr nach Deutschland zwang. Hier erhielt er die Nachricht der deutschen Mobilisierung und wollte, bevor er selbst dem Rufe zur Fahne folgte, seine Tiere noch gut unterbringen. Er wandte sich mit der Bitte an die Direktion des Dresdner Zoologischen Gartens, seine Eisbären einstellen zu dürfen, eine Bitte, die um so lieber erfüllt wurde, als der Garten dadurch, wenn auch nur vorübergehend, um eine große Sehenswürdigkeit bereichert wurde.

Einen hübschen Zeppelinvers fand ein Leser der „T. A.“ an einem Truppentransportwagen:

Zeppelin flieg!
Hilf uns im Krieg!
Fliege nach England,
England wird abgebrannt.
Zeppelin flieg!

Was der Waldi alles kann.



Was der Bootsmann erzählte.

An einem stürmischen Oktober war's, als der „William“ die Gegend der Scilly-Inseln passierte, um in den Kanal einzubiegen. Das Unwetter hatte das Schiff der gefährlichen Südspitze Englands näher gebracht, als es gut war, so daß man Mühe hatte, wieder in den rechten Kurs zu gelangen. Als endlich der Abend hereinbrach und der Sturm vorüber war, stopfte der Bootsmann seine Compfeife und erzählte den Matrosen folgendes:

„Ihr wißt nicht, Kinder, wie gefährlich die Gegend ist, die wir heute passierten! Schon manches Schiff ist in dem Klippenreiche der Scilly- und St. Mary-Inseln gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen. Würde man den Grund dieses Ortes besichtigen können — man würde staunen über die Anzahl von Wracks, die dort unten der Verwesung warten! Aber auch steinreich ist die Gegend!“

„Reich?“ fragte einer der Matrosen und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Natürlich!“ rief der Bootsmann. „Unzählige Reichtümer, die mit den Schiffen sanken, liegen dort begraben und niemand kann sie herausholen. Denn die Brandung, die diese Klippen umspült, ist gewöhnlich außerordentlich heftig. Wer weiß, wieviel Tausende von Gold- und Silbermünzen die Südspitze Englands umlagern, von kostbaren Gerätschaften und Schmuckgegenständen gar nicht zu reden. Hätte ich nur den hundertsten Teil davon, so wäre ich ein wohlhabender Mann und brauchte nicht gewöhnlichen Printtabak kauen, obwohl mir auch dieser schmeckt. Aber es gibt noch andere Stellen, die viele Reichtümer bergen. Der ganze Kanal ist mit Kostbarkeiten bedeckt. So sank zum Beispiel bei Beachy-Head ein spanisches Schiff mit einer Ladung von einer Million Mark Goldmünzen. Dann und wann werfen die Wogen einige Goldstücke ans Land, alle Versuche aber, den Schatz zu bergen, sind bis heute gescheitert. Viele Menschen, die sich auf leichte Art bereichern wollten, und als Taucher an der betreffenden Stelle auf den Grund

hinabstiegen, haben das Tageslicht nicht mehr wiedergesehen. Der verlockende Schatz liegt nämlich in einer tiefen Spalte oder Vertiefung, über die reißende Strömungen führen. So schüttet das Meer harnäckig seine errungene Beute! Auch auf der Chefil-Beach einem gewaltigen Felsrücken bei Portland, sank vor mehreren Jahren ein Schiff, das zehn Millionen Mark an Edelmetall mit sich führte. Es kam aus Ostindien. Leider liegt auch dieser Reichtum in einer

großen Vertiefung, die zu den tiefsten Orten der englischen Südküste gehört. Wilde Strudel und furchtbare Strömungen machen, von der Tiefe ganz abgesehen, eine Hebung und Bergung der Schätze unmöglich. Ähnliches könnte ich Euch von der Insel Wight und von der felsigen Küste bei Dartmouth erzählen. Auch beim Cap de la Hague ist schon manches Fahrzeug schwerbeladen gestrandet."

Vom Märveilchen.

Von Hans Helmann.

Wer von euch kennt es nicht, das zarte, duftreiche Blümchen, das so bescheiden am Wegrain, von Blättern beschattet, den Frühling begrüßt? Und wer von euch wüßte nicht, daß diese anmutige Frühlingsblume oft zum Vergleich mit stillen bescheidenen Mädchen herangezogen wird? Denn auch diese sollen, wie das Veilchen, ohne sich vorzudrängen, blühen und duften — ebenso anmutig wie anspruchslos. Sagt doch P. G. Heims:

Ein Jungfräulein soll hold und rein,
Barmherzig, freundlich und gütig sein,
Still und getreu seiner Arbeit warten,
Ein duftiges Veilchen in Gottes Garten.

Das Veilchen vermehrt sich auf dreierlei Weise. Erstens durch Stockteilung, zweitens durch Ausläufer (ähnlich wie bei der Erdbeere) und drittens durch Samen. Da es zu den ersten Frühlingsblumen gehört, nennt man es auch Märzveilchen, obwohl es gewöhnlich erst im April zur schönsten Blüte gelangt. Neben dem blauen, duftenden Veilchen, das zumeist ins Violette spielt, (daher Viola), gibt es auch ein duftloses, helles Veilchen, das im Juni häufig zu finden ist und auch noch zwischen den Stoppeln der Getreidefelder Blüte auf Blüte treibt. Außerdem gibt es ein weißes Veilchen, das ebenfalls im Frühling auf der Wiese anzutreffen ist und einen etwas größeren Kelch hat. Auch das Garten- und das Feldstiefmütterchen sind zu der Gattung der Veilchen gehörig, obgleich sie ein ganz anderes Gepräge zeigen. Der Duft des Veilchens übertrifft an Lieblichkeit den aller anderen Wiesenblumen. Man kann ihn zum Parfümieren von Briefpapier, Wäsche usw. erhalten, wenn man einige hundert Veilchenknospen, die eben erblüht sind, abknipst und in ein Gefäß bringt, in dem eine Schicht Salz ist. Dünne Schichten von Veilchen und Salz werden dann so lange aufeinander gebracht, bis das Gefäß voll ist und gut verschlossen wird. Später kann man das duftende Salz beliebig verwenden. In verschiedenen Gebirgsgegenden werden sogenannte „Veilchensteine“ angeboten, die ebenfalls den Duft dieser Blume tragen. Doch rührt derselbe nicht von Veilchen her, die in ihrer Nähe oder auf ihnen wuchsen, sondern von einer Flechte, die, angefeuchtet, ziemlich starken Veilchenduft entwickelt.

Habt ihr schon etwas von „Veilchenbäumchen“ gehört? Als König Albert von Sachsen noch lebte, machte ein Zittauer Kunstgärtner dem sächsischen König die Freude, ihn ab und zu mit einem prächtigen, selbstgezeugenen Veilchenbäumchen zu beschenken, das einen ganz hübschen, kleinen Stamm hatte, und dessen Blätterkrone mit zahlreichen, herrlich duftenden Veilchen geschnitten war. Viele von euch werden nun glauben, diese Bäumchen könnte man aus senkrecht aufgerichteten Ausläufern züchten, deren Stämmchen dann holzartig verhärten. Das ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr sind die Bäumchen mühsam „aufgezogene“, sogenannte „Mutterstöcke“.

Das Veilchen ist eine edle Blume, obwohl es so unscheinbar ist. Ein schöner Sinnpruch von Georg Lang lautet:

Manch Veilchen, still im Moos versteckt,
Wird durch den Duft verraten,
So wird der Menschenfreund entdeckt
Oft nur durch edle Taten.

Vogelmahlzeiten.

Eines gesegneten Appetits erfreuen sich die Vögel. Eine Drossel z. B. verzehrt auf einmal die größte Schnecke, die man bei uns finden kann. Ein Mann würde in demselben Verhältnis eine ganze Rindskeule zum Mittagbrot essen. Auch das Rotkehlchen ist höchst gefräßig. Man hat ausgerechnet, daß, um ein Rotkehlchen bei normalem Gewicht zu erhalten, eine Menge tierischer Kost täglich erforderlich ist, die einem vierzehn Fuß langen Regenwurm gleichkommt. Nimmt man einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht und vergleicht man seine Masse mit der des Rotkehlchens, so läßt sich berechnen, wieviel Nahrung er in vierundzwanzig Stunden verbrauchen würde, wenn er in demselben Verhältnis wie der Vogel ist. Gesezt eine Wurst, neun Zoll im Umfang, stelle den Regenwurm dar, so würde der Mensch siebenundzwanzig Fuß von solcher Wurst alle vierundzwanzig Stunden verzehren. Aus diesen Beispielen kann man sich einen annähernden Begriff von der Tätigkeit machen, welche in dieser Richtung von insektenfressenden Vögeln entwickelt wird.



Der königliche Pflanzenfreund.

Einen hübschen Zug aus dem Leben König Friedrich Augusts II. von Sachsen, der die außerordentliche Bescheidenheit, Einfachheit und Lebenswürdigkeit dieses Monarchen in das hellste Licht rückt, weiß ein Tiroler Blatt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu erzählen. Der König pflegte unerkannt stunden- und tagelang im schlichten Eodentrock Berg und Tal zu durchstreifen, lediglich botanischer Studien wegen, denen der hochgebildete Monarch mit Vorliebe oblag. Eines Tages begegneten ihm auf einer Wanderung zwei Studenten, die bald mit ihm in ein Gespräch kamen und aufs höchste erstaunt waren von dem schlichten Manne, der da eine Weile neben ihnen herging, so interessante und lehrreiche Aufschlüsse über die Tiroler Pflanzenwelt zu erhalten. Auf die Bitte der beiden Musensöhne, sich ihnen doch auf ihrem Wege anzuschließen, und sie bei ihren botanischen Forschungen zu unterstützen, erwiderte der Fremde bescheidenlich: „Gern, wenn sich die

Herrn in meiner Gesellschaft nicht langweilen.“ Nun zog er mit den Studiosen den ganzen Tag umher, bergauf und bergab, und setzte seinen jugendlichen Begleiter durch die gediegenen botanischen Kenntnisse, die er gesprächsweise entwickelte, in helles Erstaunen. Am Abend endlich, als man sich trennte, baten ihn die Studenten, von denen jeder nach damaliger Sitte ein kleines Taschenalbum bei sich führte, doch seinen Namen in ihre sogenannten Stammbücher einzutragen. Der lebenswürdige Fremde erklärte sich bereit und schrieb mit flüchtigen Zügen in das Buch: „Friedrich August von Sachsen.“ Verblüfft und keines Wortes fähig standen die beiden Studenten dem Monarchen gegenüber. Dieser aber meinte gemächlich: „Nun, was ist denn daran so Erstaunliches, meine Herren? Ich bin eben Botaniker und nebenher noch ein bißchen König, — das ist alles!“

Kunstvolle Puppen.

Im 18. Jahrhundert erfand Pierre Jacquet Droz, ein Uhrmachersohn, ein Wunderwerk der Mechanik, nämlich eine große Puppe, die als Maschine so eingestell werden konnte, daß sie mit der Hand irgend einen Namen schrieb. Außerdem stellte er eine außerordentlich kunstvolle Uhr her, die mit dem Stunden- und Minutezeiger alle Figuren in Bewegung setzte, einen Kanarienvogel mit beweglicher Kehle und Schnabel acht Stücke schmettern ließ und einen nachgeahmten Hund zum Bellen brachte, was so täuschend klang, daß andere Hunde, die es hörten, mitbellten. Der Sohn von Pierre Jacquet Droz, namens Henri Louis Jacquet Droz, erfand noch eine Puppe als Zeichnerin und eine andere als Klavierspielerin. Die drei Puppen, innen mit sehr kunstvoll zusammengefügtem Räderwerk versehen, wurden am Hofe Ludwigs XV. vorgeführt und erregten in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen. e s

Schlau!

„Mama, bekomme ich noch ein Stück Kuchen?“ — „Warum fragst du denn? Du hast ja noch ein ganzes Stück!“ — „Ja, wenn ich keins mehr frage, dann ess' ich dieses langsamer.“

Rätsel.

Die Erste ist ein hohes Gut,
Wenn sie auf inn'rem Werte ruht.
Ist dein Gewissen völlig rein,
Wirft du der Zweiten ledig sein.
Wers Ganze einflößt, wer's empfindet,
Die Zwei ein edles Band umwindet.

Auflösung der „Knacknuß“ aus der vorigen Nummer:

Der Urlaub dauerte 30 Tage und der Verbrauch des letzten Tages betrug 1 M.